

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 11.

Donnerstag, 14. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

## Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(22. Fortsetzung.)

Roman von Erik Stowronnek.

Nante hatte sich in den Kopf gesetzt, daß Naujoks wieder wildern ging, wahrscheinlich mit einem Herrn aus der Stadt, der ihn mit seinem Fuhrwerk abholte und in den Wald fuhr. . . . Die Meinung hatte manches für sich, denn Naujoks hatte schon beim letzten Mal nach der Ansicht des Gerichts, das ihn verurteilte, einen Helfershelfer und Gehler gehabt, der ihm das geschossene Wild abnahm. . . . Denn solche Kerle pflegen erstens kein Verständnis für Wildbret zu haben und zweitens wissen Wilddiebe, namentlich, wenn sie schon mal bestraft sind, welcher Gefahr sie sich aussetzen, wenn sie das erbeutete Fleisch im eigenen Haushalt verwenden.

Getreulich pilgerte Nante jeden Tag morgens und abends zur Waldgrenze und setzte sich gegenüber dem Gehöft des Naujoks an. . . . Er sah ihn adern, er sah ihn nach dem Dorf gehen und zurückkommen. . . . aber er ließ nicht nach. Er konnte es sich nicht denken, daß ein Mann, der weniger aus Gewinnsucht als aus Passion für die Jagd wildern ging, so völlig ungeschlagen sollte, daß er überhaupt nicht mehr ins Revier ging.

Endlich sollte seine Ausdauer belohnt werden. Die „weißen Nächte“ vor und nach Johanni waren herangefommen, in denen man bis gegen elf im Freien lesen kann. . . . und zur Not kann man ebenso lange Korn und Kinnere auf der Büchse zusammenbringen. Und morgens um halb zwei graut bereits der Tag.

Nante hatte sich ein Fünfgroschenbrot und ein Pfund Wurst gekauft, um nicht zu sehr vom Hunger geplagt zu werden. . . . Während er langsam aß, sah er. . . . es war schon neun Uhr. . . . Naujoks aus dem Hause kommen und den Weg nach dem Walde einschlagen. . . . Er trug eine Mütze, die er noch nicht an ihm gesehen hatte, eine kurze Jacke und an den Füßen keine Stiefel, sondern Barettken, weiche Schuhe aus Luch, die mit Bändern um den Fuß und den Knöchel verschnürt waren. Sie machen den Schritt unhörbar.

Schnell verwahrte Nante seinen Mundvorrat. Naujoks war etwa hundert Schritt vor ihm in den Wald getreten. . . . Mit der größten Vorsicht spähte Nante ihm nach. . . . Nach wenigen Minuten verlor er ihn aus den Augen. Nun war es gefährlich und auch unpraktisch, aufs Geratewohl vorwärts zu gehen. Wenn er den Schuß fallen hörte, konnte er darauf zugehen. . . . Oder vielleicht war es noch besser, am Waldbrand auf ihn zu lauern. . . . Er blieb im Dickicht stehen und nahm sein Brot wieder aus dem Rucksack. . . .

Mooslehner war zum Abendbrot nach Hause gekommen. Aber die helle Nacht und der Mondschein dazu ließen ihm zu Hause keine Ruhe, obwohl der Assessor bei Wera saß und ihr sehr eifrig den Hof machte. . . . Der Hogemeister saß an seinem Schreibtisch und stellte für die Holzschläger den Lohnzettel aus. . . .

Bald nach Abendbrot brach Mooslehner wieder auf. . . . Er ging bis zu den Wiesen, überschritt die Brücke der Achwöne und stellte sich am Waldbrand auf. . . . Ob Nante noch im Revier war, wußte er nicht. Wahr-

scheinlich war er zu Hause, hatte sich den Leib vollgeschlagen und lag nun behaglich verdauend auf seinem Bett. . . .

Eine Stunde mochte Mooslehner gestanden haben. Vor ihm äste auf der Wiese ein Sprung Rebe, ein kapitaler Bock darunter. . . . Langsam zogen sie an ihm vorbei in eine Wiesenschlenke hinein, die sich weit in die Forst hinein erstreckte. Dabei kam ihm der Gedanke, daß die schmale Schlenke für den Wilddieb viel bequemer sein müßte als die weite vom Mond hell beschienene Wiesenfläche. Langsam spähte er hinter den Rehen, die vorwärts zogen, hinterdrein.

Mit seinem Glas suchte er das Gelände vor sich ab, soweit es ihm möglich war. Da stand eine einsame dicke Eiche mitten in der Schlenke. . . . und dahinter. . . . nein, das war keine Täuschung, da stand ein Kerl mit dem Gewehr im Anschlag. . . . Der konnte ihm nicht entgehen, wenn er ihm bloß noch fünfzig Schritt näher kam. Denn dann hatte er ihn, mochte er nach links oder rechts den Wald zu erreichen suchen, vor seiner sicheren Büchse. . . . Fünf Minuten später hatte er hinter einer Buche sein Gewehr an und rief: „Gewehr weg. Hinter der Eiche vorkommen, wer da ist!“

Keine Antwort. . . . Eine Viertelstunde verging, ohne daß sich was rührte. . . . Etwa fünfzig Schritt hinter der Eiche lief ein tiefer Graben durch die Wiese. Wenn der Kerl, durch den Baum gedeckt, rückwärts getrocken und ihm entwischt war? Er bog sich zur Seite, um das festzustellen. Da krachte ein Schuß. . . . Die Kugel streifte seinen linken Arm und ritzte ihm die Haut. . . . Sofort war er wieder in Deckung. . . . Was nun?

Keine fünfzig Schritt von beiden entfernt stand Nante im Dickicht am Wiesenrand. . . . Er hatte Mooslehners Ruf vernommen und sich langsam angepörscht. Der Gedanke kroch ihm ins Gehirn: Du brauchst hier bloß abzuwarten, was geschehen wird. . . . Der Wilddieb, in dem er trotz des geschwärtzten Gesichts Naujoks erkannte, war im Vorteil. Er lag platt auf der Erde, aber nicht hinter der Eiche, wie sein Gegner vermutete, sondern hinter einem kleinen Strauch neben dem Baum. . . . Wenn Mooslehner die geringste Unvorsichtigkeit beging, hatte er die Kugel. . . .

Die Hände begannen Nante zu flattern. . . . So regte ihn der Gedanke auf. . . . Er mußte an Wera denken. . . . Wenn ihn der Zufall von dem Nebenbuhler befreite. . . .

Das Herz schlug ihm bis zum Hals hinauf. . . . Er hörte sein Blut in den Schläfen hämmern. . . . Und dann schlug ihm die Lohse ins Gesicht, die Scham, daß ihm überhaupt so ein Gedanke hatte kommen können. Er biß die Zähne zusammen und straffte die Muskeln, um seinen Körper zur Ruhe zu zwingen. . . . Jetzt stand die Büchse zwischen seinen Händen wie in einem Schraubstock. . . .

Er dachte gerade, es wäre nicht nötig, den Kerl totzuschießen. . . . da ließ Naujoks fahren. . . . In dem-

selben Augenblick, so schnell, daß Mooslehner den Doppelschall nicht vernehmen konnte, schoß Rante. Der Wilddieb blieb, ohne eine Bewegung zu machen, liegen. . . . „Wahrscheinlich Kopfschuß“, murmelte Rante vor sich hin und sprang auf die Wiese.

„Rante, sieh dich vor“, rief Mooslehner . . .  
„Ohne Sorge, Karl, der beißt nicht mehr . . .“

### 17. Kapitel.

Ein Grauen war dem starken Mann in die Seele getreten, als der Kopf des Wilderers nach vorn herunter sank und der schwere Körper ohne die geringste Bewegung liegen blieb, denn er mußte in diesem Augenblick annehmen, daß er den Mann durch seinen Schuß getötet hatte. . . . Gleichzeitig kam ihm zum Bewußtsein, daß der Schuß durchaus überflüssig gewesen war . . . ein Anruf hätte genügt. Wenn Naujoks sah, daß seitwärts von ihm ein zweiter Beamter mit der gespannten Büchse im Anschlag stand, dann hätte er sich ruhig in sein Mißgeschick ergeben. . . .

Er wollte sein Gewissen damit beruhigen, daß er sich sagte, er hätte, als der Schuß des Naujoks krachte, unwillkürlich losgedrückt. Vor der Welt und vor dem Gericht, das den Vorfall untersuchen mußte, würde er völlig gerechtfertigt dastehen, denn der Wilddieb hatte sich zur Wehr gesetzt und auf einen Beamten geschossen. . . . Aber vor seinem Gewissen bestand er nicht. Das sagte ihm, daß er unrecht gehandelt hatte. Weshalb hatte er nach dem Kopf gezielt? . . . Um den Wilddieb kampfunfähig zu machen oder am Entlaufen zu hindern, hätte ein Schuß ins Bein genügt. . . .

Er bog sich zu ihm hinunter und drehte ihn auf den Rücken. Die Kugel hatte dem Kerl die Nase durchschlagen. Wie ein Stein fiel es ihm vom Herzen.

„Ist der Kerl tot“, fragte Mooslehner, der atemlos angelaufen kam. . . . „Nein? Schadel Rante, Mensch, Freund, Bruder, wie soll ich dir danken?“

„Wofür?“ erwiderte Rante ruhig.

„Na, in solchem Augenblick könntest du doch wohl vergessen, was zwischen uns steht . . .“

Schnabel fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf strömte. „Ach laß das, Karl, ich habe in diesem Augenblick wirklich nicht daran gedacht. . . . Es war doch einfach meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit . . .“

„Nein!“ rief er und sah Mooslehner fest an. „Nein, Karl, ich will nicht von dir Dank entgegennehmen, während ich mich in meinem Herzen schuldig fühle. . . . Karl, ich habe mehr als zehn Minuten hinter jenem Strauch gestanden . . . dort . . . am Wiesenrand . . . Ich sah euch beide. . . . Dort habe ich mit sehr bösen Gedanken gestanden und habe erst geschossen, als ich sah, daß du dem Kerl so unvorsichtig deine linke Körperhälfte zeigtest. . . . Gätte er dich totgeschossen, dann hätte ich dich auf dem Gewissen. So, nun habe ich dir die volle Wahrheit gesagt . . . und nun überlasse ich dir das weitere. Ich habe es verdient, wenn ich den grünen Rock ausziehen muß . . .“

Er wankte zur Seite, lehnte sich an die Eiche und schlug die Hände vors Gesicht. Ein lautloses Schluchzen erschütterte seinen Körper. . . . Langsam legte Mooslehner sein Gewehr auf die Wiese, dann ging er zu ihm und legte ihm den Arm um die Schulter. . . . „Rante, für böse Gedanken kann kein Mensch, die kommen und gehen, ohne daß man ihnen gebieten kann. . . . Nicht die Gedanken sind es, nach denen man gerichtet werden kann, sondern die Taten . . .“

„Na, danach sollt ihr mich richten“, stöhnte Schnabel, „daß ich eine Ewigkeit dagestanden habe, ohne dich aus der Todesgefahr zu befreien . . .“

Mooslehner lief es eiskalt über den Rücken. . . . Wenn er selbst jetzt dort an der Buche kalt und steif läge. Und gleichzeitig frug in ihm die Frage auf, was er wohl getan haben würde, wenn Rante an seiner Stelle gestanden hätte. . . . „Rante, Bruder, du mußt dich nicht mit solchen dummen Gedanken plagen. Du hast sie doch übermunden. Dein Schuß hat mich gelutet. . . . Damit hast du doch gezeigt, daß du die Ver-

juchung von dir gewiesen hast. . . . Es kommt doch nur darauf an, wie ich mich zu deinem Geständnis stelle. . . . und das sage ich dir aus vollem Herzen, Rante, ich verzeihe dir, wenn dir das Beruhigung schafft. . . . Und nun laß dir nochmals Dank sagen . . .“

Rante hob langsam den Kopf. „Karl, ist das dein Ernst? Willst du wirklich mein Freund bleiben und mir die Hand geben?“

„Hier hast du sie. . . .“

Mit festem Druck nahm Rante die Hand des Freundes. „Ich danke dir, Karl. . . . Dann wollen wir aber auch alles zwischen uns beseitigen, was wieder zwischen uns treten könnte. Ich räume dir das Feld bei Wera. . . . Es wird mir sehr schwer, aber du wirst sehen, daß ich mein Wort halte.“

„Nein, mein lieber Rante, das Opfer kann ich nicht von dir verlangen. Ich habe die Überzeugung, daß ich Wera ziemlich gleichgültig bin, daß Sie dich bevorzugt. . . . Da würde mir dein Verzicht doch nichts helfen. Und vielleicht sitzen wir beide schon auf dem Pfropfen und der Assessor ist der Glückliche.“

„Das habe ich mir auch schon gedacht, Karl. . . . Die Wera verliebt sich nicht mehr wie ein junges Mädchen. . . . Die rechnet mit dem Verstand . . . und wenn der Assessor Ernst macht, dann fallen wir beide hinten runter. . . . Zum Deutwel, wo ist der Kerl, der Naujoks geliebt?“ . . . Er war ganz unwillkürlich hinter der Eiche hervorgetreten und sein Blick war auf die leere Stelle gefallen, wo Naujoks gelegen hatte. . . .

(Fortsetzung folgt.)



Alle menschliche Tugend im Verkehr ist Scheidemünze; ein Kind ist der, welcher sie für echtes Gold nimmt. Kant.

## Als Landwehr-Pionier im Feindesland.

Von Fritz Günther (Wiesbaden).

### IV.

#### In den Argonnen.

E . . . Ende Dezember 1914.

Sanft ansteigende Hügel, in deren Tälern sich kleine schmudlose Dörfer dem Gelände anpassen, wechseln mit malerischen Aussichtspunkten ab, die einen weiten Blick über die Landschaft gestatten. Dichter Wald bekränzt die höheren Berge; er gibt der Landschaft ihren Namen und gemahnt in einzelnen Auschnitten an die Schönheiten, die uns im Taunus so oft vor Augen geführt werden. Das sind die Argonnen, der Argonnerwald, oder kürzer: der Wald, wie er von all denen genannt wird, die das zweifelhafte Vergnügen hatten, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Unwirklich und unwegsam ist der Wald und die Straßen, die zu ihm führen. Das anhaltende Regenwetter der Wintermonate hat alle Fahrstrassen in eine zähe Schlammrinne verwandelt, im Walde selbst sinkt man bis an die Hüften in den grauen Brei ein, der mit unangenehmer Anpassungsfähigkeit die Stiefel und was darin steckt, dauerhaft und feldgrau anstreicht. Es ist eine unangenehme Gegend, die dadurch nicht besser wird, daß es in ihr ständig zu regnen scheint, zum rechtigen Trockenwerden also fast gar keine Gelegenheit ist. Hier spielt sich seit Monaten, im zähen Ringen, Schulter an Schulter, tagtäglich ein Kampf ab, dessen einzelne Momente bald Angriff, bald Abwehr bedeuten, der in seiner Gesamtheit aber den glorreichsten Heldentaten dieses Krieges zugerechnet werden wird. Das ständige Auspassen, das Wühlen und Graben von Schützengraben zu Schützengraben, das mörderische Artilleriefeuer schwerer Geschütze, das Geknatter der Maschinengewehre und des Geschützfers Tag und Nacht, dann wieder ein lautloses, aber blitzschnelles Vorgehen mit blankem Bajonett, nur um einige Hundert Meter Boden zu gewinnen — das alles erfordert harte Männer mit Herben von Kabelleist.

Nach dem Brückenbau in M. führte uns der Zug wieder näher an die Gefechtsfront heran. In D., einer großen Etappenstation, waren uns noch ein paar Tage Ruhe vergönnt, bis Anfang Dezember. Der Befehl zum Abmarsch hi

die Argonnen kam, wo wir gegenwärtig einen schlecht angelegten und zerfahrenen, stellenweise auch durch Granatfeuer zerstörten Weg auszubauen haben. Einige 20 Kilometer Fußmarsch brachten uns nach G., einem Dorf, das nach dem Kriege aufgehört haben dürfte, auf der Landkarte zu existieren. Es steht nämlich gegenwärtig dort kein Haus mehr, an dem sich noch vier Wände feststellen ließen. Das ganze Dorf, einschließlich der Kirche, ist zerstört und vollständig verbrannt, kaum, daß sich noch die Brandreste ehemaliger Wohngelegenheiten feststellen lassen. Hier sollten wir „Quartier“ beziehen. Mit der Geschäftigkeit, die besonders den Pionieren eigen ist, wurde nach einer „Ortsbesichtigung“ der Bau von Unterfunksmöglichkeiten in Angriff genommen. Jrgendwo waren sicher noch einige Keller freizumachen, und wenn das Mauerwerk auch vollständig ausgebrannt war, so hielt das Gewölbe der kleinen Keller doch noch so, daß man sich wenigstens für die Nacht ein „Dach“ über den Kopf verschaffen konnte. Aber mehrere Kubikmeter Brandschutt mußten erst fortgeschafft werden, bis man so einen oft bis über die Hälfte eingestürzten Keller schließlich für sechs Mann als Schlafgelegenheit herrichten konnte.

Und dann kam die Nacht, und es regnete, wie es in Frankreich immer regnet; erst draußen und dann auch drinnen im Keller, deren Gewölbe jeden Wassertropfen durchließ. Wer es bis zum Morgen aushielt, der konnte beim Aufwachen Schwimmtempo machen. Den meisten war es schon um Mitternacht zu naß geworden. Draußen regnete es zwar auch, aber es war doch wenigstens interessanter. Rundum schien alles außer Rand und Band. Im Dorfe vor uns brannte ein Haus, dessen Flammenschein weit in die regenschwarze Nacht leuchtete. Im übrigen sorgten die lautlos über den Horizont schwebenden Leuchtflugeln und das rasche Aufblitzen von Schrapnells für die Beleuchtung, während die Musik dieser Nacht aus taufend Tod und Verderben speienden Feuerstrahlen geboren zu sein schien. Dampf knallten die schweren Geschütze, heulend und pfeifend durchschneidte das Geschloß für Sekunden die Luft, bis ein etwas schwächerer Knall Einschlag und Explosion vernahmbar ließ. Tack-tack-tack-tack — wie Riechhammer, arbeiteten die Maschinengewehre, die im Geräusch und in der Schnelligkeit des Abschusses das Schützenfeuer aus Tausenden von Gewehrläufen zu überbieten versuchten. Alle Kriegstromantik, welche sich die Phantasie auch in ihren kühnsten Übertreibungen nicht vorzustellen vermag, schien entzesselt. Nur schade, daß für die Beobachtung und das Miterleben solcher Momente eine ganze Menge Unannehmlichkeiten, deren kleinste noch eine vollständig durchnäßte und schlaflose Nacht ist, in Kauf genommen werden müssen.

Am nächsten Tage zogen wir erst wieder um, in das Nachbardorf, wo wir zu 60 Mann in einer halbhoffenen Scheuer untergebracht wurden, die bereits von Pferden und Mannschaften reichlich belegt war. Ein möbliertes Zimmer kann einem schließlich im Kriege nicht geboten werden. Und am Morgen darauf (es war sogar ein Sonntag) standen wir schon auf der Chaussee, klopfen Steine, bestückten die größeren, von Granatschüssen herrührenden Löcher, warfen Schotten darüber und horchten zwischendurch aufmerksam auf das Pfeifen der Geschosse. Mit einem Male wurde es unheimlich deutlich vernnehmbar und es heulte immer noch in der Luft, da spritzte dicht vor uns schon der Boden auf. Der erste Schuß war herübergekommen. Er galt zwar noch nicht uns, sondern aus alter Gewohnheit der Feldpost, die täglich hier vorüberfährt. Aber dem ersten Schuß folgten weitere, die ungewisshaft für uns gemünzt waren. Die Franzosen schossen mit Granaten nach uns. Zunächst ist es kein sehr angenehmes Gefühl, als Zielscheibe zu dienen, und unwillkürlich duckte alles den Kopf, wenn das lästige Pfeifen immer näher kam. Nachdem wir uns aber überzeugt hatten, daß Schießen und Treffen nicht immer zusammengehören, fanden wir uns bald in die neuen Verhältnisse, betrachteten uns — nach der Explosion — die Schußlöcher und machen an einigen Blindgängern das Kaliber. Es kann nichts schaden, wenn man weiß, womit man besorfen wird. Schließlich konnten wir schon am Abschluß und am Pfeifen feststellen, an welcher Stelle ungefähr der Einschlag erfolgen mußte. In dem durchweichten Ackerboden richteten die Granaten nicht viel Anheil an. Nur einmal hätte es unangenehm werden können. Wir Behn auf vorgeschobenem Posten hatten uns zur Mittagspause in einen verlassenen Steinbruch gesetzt, um für kurze Zeit einigen Schutz gegen den lästigen Regen und den scharfen Wind zu haben. Das hatte der Beobachtungsposten der

Franzosen anscheinend bemerkt, denn wir sahen noch keine zwei Minuten, da hatten wir das Heulen über uns, und dicht hinter uns, es zeigte uns die aufspritzende Erde und der Rauch der Explosion, daß diese Portion für uns bestimmt gewesen war. Wir warteten nicht erst den prompt folgenden zweiten Schuß ab, um in Deckung zu gehen.

Nicht immer ist die Schierei der Franzosen so harmlos. Drei Schrapnells aus schwerem englischen (18 Zentimeter) Geschütz, die eines Tages über uns hinwegsausten, flogen ins Quartier. Es gab Tote und Verwundete. Wunderbarerweise blieben Angehörige der Kompanie, obwohl sie im unmittelbaren Streubereich der gefährlichen Zuckerhüte sich befanden, verschont. Das eine der Geschosse kam erst zur Explosion, nachdem es das Dach und das Obergeschloß eines Hauses durchschlagen hatte. Die stärksten Balken waren dabei wie Streichhölzer geknickt worden. Daß wir weder abergläubisch noch ängstlich sind, beweist der Umstand, daß wir gerade dieses Haus nach notdürftiger Reparatur zwei Tage später als Nachlokal einrichteten. Am Tage vor Heiligabend erhielten wir die Nachricht, daß eines unserer Bereitschaftskommandos an der Maas durch einen englischen Flieger bombardiert worden war. Ein Angehöriger der Kompanie blieb tot am Blase, ein anderer wurde schwer verwundet.

Das Weihnachtsfest wurde in schlichter, einfacher Weise kriegsmäßig begangen. Im Hintergrunde einer offenen Scheuer brannte ein schöner Christbaum, und brennende Kerzen in Flaschen, die auf an den Strebepfeilern genagelten leeren Zigarettenkisten standen, sorgten im übrigen für die Festbeleuchtung. Jrgend ein Kompagniekünstler hatte auf weiße Leinwand „Ehre sei Gott in der Höhe“ genagelt; für das „Friede auf Erden“ hatte die Farbe anscheinend nicht gelangt, denn der Raum hierfür war freigeblichen. Das alte Weihnachtslied „O, du fröhliche“ leitete die Feier ein. Dann hielt der katholische Feldgeistliche eine herzliche Ansprache, vom heiligen Abend daheim und im Felde. Er fand den richtigen Ton und wußte die Spannung zu lösen, die an diesem Tage das Soldatenherz bekommen machte. Nach dieser Feier war in einer anderen nicht prunklos eingerichteten Scheuer Kompaniebesprechung. Jeder einzelne bekam ein Lebkuchenherz, irgend einen nützlichen, von der Kompanie gestifteten Gegenstand und ein Geschenkpalet vom roten Kreuz. Ein Trinkbecher voll Bier bildete den Festtrunk. Wer in seiner engeren Behausung noch einen kleinen Christbaum stehen hatte, der feierte an diesem Abend im kleinen Kreise zum dritten Male, bevor er sich auf das harte Lager streckte, um seinen an diesem Abend besonders lebhaft funktionierenden Gedanken ganz auf die Heimat und die Weihnachtsfeier vergangener Jahre zu konzentrieren.

Der erste Weihnachtsfeiertag war, wenigstens für uns, dienstfrei; in der Scheuer war vormittags Festgottesdienst. Am zweiten Weihnachtsfeiertage standen wir bereits wieder in Wind und Wetter auf der Chaussee, fückten Löcher und warteten dabei auf den ersten Schuß, der uns oder den die Straßen passierenden Fuhrwerken gelten sollte.



### Aus der Kriegszeit.

#### Auf Wiedersehen!

Was sie auch schreiben aus Feindes Landen,  
Was auch ihr tapferes Auge gesehen:

In jedem Schreiben der Klang der Liebe:  
Auf baldiges, frohes Wiedersehen!

Ob sie in Frankreichs reichen Gauen,  
Ob sie in Rußlands Eben stehen,

Stets schallt das alte, liebe, traute:  
Auf baldiges, frohes Wiedersehen!

Ob Streift zur See mit Albions Söhnen!

Wo sie auch immer den Kampf bestehen,  
Aus jeder Zeile lönt's voller Hoffnung:  
Auf baldiges, frohes Wiedersehen!

Hans G ä f f e n (Wiesbaden).

Fröhliche Weihnachten! (Originalbrief.) Dem Briefe eines Stabsarztes entnehmen wir nachstehende Stellen: „M...“, 4. Jan. 1915. Bisher Onkel, liebe Tante! Für Eure Weihnachtsgrüße und die Weihnachtsgaben danke ich Euch herzlich. Die Zigarren sind vorzüglich gewesen und das

Feuerzeug kann ich sehr gut brauchen. Dank der Güte unserer Lieben in der Heimat haben wir die Feiertage sehr hübsch verleben können. Wir hatten das große Glück, gerade während des Festes bis heute in einem herrlichen Schloß einquartiert zu sein, wo es uns an nichts fehlte und wir ungestört blieben. Die Weihnachtsbäume haben wir uns selbst aus dem Walde geholt, weit her, denn Tannen sind in unserer Gegend sehr selten. Sowohl in der Kirche als auch in den Quartieren der Mannschaften und Offiziere konnten wir herrliche, schon gewachsene Tannen aufstellen und ausputzen. Unser Baum im Spiegelsaal des Schlosses trug etwa 36 Nichte, die in den hohen Spiegeln ihr Licht wiedergaben. Mit Christbaumschmuck, den uns unsere Angehörige geschickt haben, haben wir den Raum nach deutscher Art ausgeschmückt. Auch für das leibliche Wohl war in reichster Maße gesorgt; reichhaltige Frühstückstafeln, Festbraten und vortrefflich mundender Wein waren vorhanden. Auch Neujahr feierten wir im Schloß bei Punsch und selbstgebackenen Pfannkuchen. Heute mußten wir leider unser schönes Schloß, in dem wir 23 Tage gewesen waren, verlassen und bei strömendem Regen nach R. ziehen. Unser bisheriger Ort lag wunderschön an einem bewaldeten Höhenzuge; vom Dorfe stieg man sofort in die Berge und hatte hier bei dem milden Wetter angenehme Spaziergänge, die durch Wälder und Wiesen führten, und liebliche Fernansichten über das Tal der Dife. Wir sind fleißig spaziergegangen. Das Schloß war von den Besitzern verlassen worden, nur die Gärtnersleute bewachten es; es stand uns allein zur Verfügung; jeder der Herren hatte ein eigenes Zimmer mit Bett. Zentralheizung sorgte für gleichmäßige Wärme und elektrisches Licht und Wasserleitung erhöhten den Genuß. Von den Stuben sah man unmittelbar auf die Berge und konnte sich an der Farbenpracht der auf- und niedergehenden Sonne erfreuen. In der Nähe unseres jetzigen Quartiers sind wir bereits im Oktober gewesen; jedoch ganz anders sieht es jetzt hier aus. Die weiten Wiesen zu beiden Seiten der Dife stehen völlig unter Wasser, so daß man große Seen sieht, durch die die hochgelegenen Wege hindurchführen. Wie lange wir hier bleiben werden, weiß ich natürlich nicht. Wir geht es gut — —

**Schlimmes Neujahr!** (Originalbrief.) . . . , 2. Januar 1915. Liebe Eltern! Sende Euch hiermit den versprochenen Brief. Habe bis heute zwölf Pakete von Euch bekommen, wofür ich nochmals danke. Am heiligen Abend hatten wir um 1/2 Uhr Bescherung. Wir bekamen jeder Mann einen Apfel, ein Stück Lebkuchen, eine Handvoll Nüsse, 10 Zigaretten, 5 Zigarren, eine Tafel Schokolade und 1 Paar Strümpfe. Die Führer unserer Kompanie gingen von Quartier zu Quartier und betrachteten sich die Christbäume. Wir hatten ein kleines Bäumchen mit 12 Kerzen und hatten es mit schwarz-weiß-roten Wändern und Fähnchen geschmückt. Es stand in der Mitte von unserer Stube und wir lagen mit 15 Mann rund herum. Wir hatten noch Rum bekommen und hatten uns einen Punsch gebraut. So verlebten wir den Abend freudig und gemütlich. Am 1. Feiertag waren wir wieder in den Schützengräben, wo wir arbeiteten. Am Silvester mußten wir, der erste Zug, wieder zur Stellung hinaus, um zu arbeiten. Wir hatten eine Nacht, die wir nicht vergessen werden. So eine Silvesternacht hatte noch niemand erlebt. Wir arbeiteten an Unterständen bis 5 Minuten vor 12 Uhr. Vorher war für die Infanterie Befehl gekommen, nicht zu schießen. Ich war gerade mit zwei Kameraden dabei, außerhalb des Schützengrabens nach der feindlichen Stellung zu, Erde gegen den Unterstand zu werfen, damit die Kugeln abgehalten werden. Da fielen von unserer leichten Feldartillerie zwei Schüsse; sofort sehten unsere anderen Geschütze auf der ganzen Linie ein. Die Franzosen waren wohl der Meinung, es würde ein Angriff erfolgen, und bald prasselte ein Hagel von Geschossen um uns herum. Ein Sprung, und wir waren im Graben und lagen auf den Knien. Auch Maschinengewehre waren in Tätigkeit. Auf einmal ging es hui! hui! da schoß auch die französische Artillerie. Schuß auf Schuß, und Schrapnell und Granaten sausten zu uns herüber. Wir glaubten, unsere letzte Stunde sei gekommen, denn am Tage waren zwei Schrapnelle in den Schützengräben, in dem wir arbeiteten, mitten hinein geschlagen, so daß es tote und Verwundete gab. Wir lagen fest an die Wand gedrückt. Näher und näher und immer mehr vor kamen die Schrapnelle, und hinter uns schlugen sie ein, uns in Feuer und Dampf einhüllend. Der Luftdruck war oft so stark, daß uns der Kopf manchmal wider die Wand gedrückt

wurde. So lagen wir eine halbe Stunde. Endlich ließ das Feuer nach und bald hörte es ganz auf. Erleichtert atmeten wir auf und freuten uns, daß alles so gut für uns abgelaufen war. Weiter unten, 200 Meter von uns, hatte der Feind mehr Glück: zwei Volltreffer schlugen in den Schützengräben der Jäger, so daß es tote und Verwundete gab. Verschiedene hatten Arm oder Bein verloren, und das Geräusch und Gewimmer war kaum anzuhören. Um 1/4 Uhr war alles wieder ruhig und wir konnten wieder weiterarbeiten. Als wir dann endlich den Schützengräben hinter uns hatten, waren wir alle froh. Solch ein neues Jahr hatte noch niemand von uns angeschossen, und nie werden wir diese Nacht vom 31. 12. 14 auf 1. 1. 15 vergessen.

**„Aktuelles“ Pariser Spielzeug.** Zu Neujahr, wo bekanntlich in Frankreich die Geschenke ausgeteilt werden, ist in den Spielwarenläden von Paris ein Ozer ausgezogen, wie man es bisher in französischen Kinderstuben noch nicht gesehen. Alle die kriegerischen Dinge, in denen man jetzt in Frankreich lebt und weht, fanden ihren Ausdruck in Plüschform, und auch der Haß gegen die Deutschen hat in dieser Spielzeugsprache berechtigte Stimmen gefunden, die diese traurige Saat schon in die Herzen der Kinder säen. Besonders beliebt waren die kleinen Kanonen, die berühmten „75er“, die kriegerisch grau angestrichen sind und richtig abgefeuert werden können. Zu allen Preisen sind diese winzigen Kanonen zu haben, von 3 Sous an bis zu vielen Franken. Eine Miniaturgranate, die ebenfalls täuschend der Wirklichkeit nachgeahmt ist, wird in die teuren Modelle hineingeschoben und durch Pulver zum Explodieren gebracht. Alle Besonderheiten der modernen Artillerie können da zur Anwendung kommen, und sogar mit „Zeitzündern“ wird die Kinderstube versorgt. Viel Vergnügen findet man an einem ebenso kindischen wie bezeichnenden Spiel, das „Über-Boche“ genannt wird. Boche ist bekanntlich das Hauptschimpfwort für die Deutschen. „Man stelle sich eine Kuppe in Schwarz auf einem hölzernen Stambrett vor, etwa 6 Zoll hoch“, so wird dies Spiel beschrieben. „Der Sterb hat Arme und Beine und einen lächerlichen Kopf. In der Nähe seiner Füße befindet sich eine kleine runde Metallplatte. Nun stelle man diesen „Über-Boche“ mitten unter eine Armee von Spielzeugsoldaten, die die Deutschen darstellen. Aufgepackt! Laden! Eine Papierkugel, von einer kleinen Wurfmaschine geschleudert, ist eine sehr wirksame Waffe! Feuer! Ein Stoß, und der Kopf des Boche fliegt herum oder ein Arm hebt sich zu einem unwirksamen Protest. Du schaust um dich und erwartest Weisfall, aber alles ist schwer enttäuscht: „Sie haben ihn nicht richtig getroffen.“ Man versucht von neuem. Diesmal glückt's. Die Papierkugel trifft an der richtigen Stelle, und wie ein Vulkan birzt der Boche auseinander. Kopf, Arme, Beine und Körper fliegen in Trümmern durch die Luft und fallen in einen verheerenden Regen auf das ringsherumstehende Heer nieder, von dem einzelne Soldaten durch die schrecklichen Reste des in die Luft gesprengten Boche umgeworfen werden. Und da, wo der Über-Boche stand, da ist nur noch ein kleines hölzernes Breiichen und ein Draht mit einer elastischen Feder.“ Etwas schwächerer, dafür aber auch die Gefühle der jungen Franzosen nicht so vollständig befriedigend, ist ein anderes Spiel, das sog. Strategie-Spiel. „Fünf kleine Flaggen werden auf einer Karte des Kriegsschauplatzes weitverstreut. Das Ziel von vier der kleinen Flaggen besteht darin, die fünfte an irgendeiner von vier bestimmten Stellen ins Meer zu werfen. Das Ziel des fünften Fähnchens besteht darin, die Hauptstadt einer der vier verbündeten Nationen zu besetzen. Dabei können sich denn nun die merkwürdigsten Überraschungen ereignen, und es dauert lange, bevor die Verbündeten das deutsche Fähnchen erfauft haben. Wenn Rußland z. B. auf die fliehenden Hilfserufe der westlichen Verbündeten hin aus seinem Lande herüberkommt, dann rückt Deutschland ganz gemächlich auf dem kürzesten Wege vor und besetzt Moskau. Verlassen Engländer, Franzosen und Belgier ihre Stellungen, um Deutschland einzukreisen, dann schlüpft dieses plötzlich nach Paris, London oder Ostende. „Ein schreckliches Spiel!“ höhnt man dann, und einer sagt wohl bekümmert: „Es geht nicht!“ Doch man versucht's von neuem; die Gemüter ohigen sich, man zankt sich und strengt die Köpfe an. Das deutsche Fähnchen aber entschlüpft wohl ein Duzendmal und mehr dem Vormarsch der vier andern, und nach einem langen Spiel, bei dem man die „strategischen Kenntnisse“ nicht sparen darf, wird schließlich Deutschland „blockiert“; es kann nicht mehr vorwärts und nicht zurück, muß aufs Meer, und die Verbündeten sind siegreich.“ Dies Kriegsspiel wird in Paris mit vielem Eifer gespielt, denn man will doch wenigstens im Spaß mit den Deutschen fertig werden, da man es im Ernst nicht vermag.